

Der Sonntagsgast.

Geoffrey und ich waren „selbständig“, und obgleich unser Schiffslein mit nur geringem Ballast auf dem Ocean des Lebens treiben konnte, hatten wir uns doch zu dem Wagnis entschlossen, einander zu betrachten. Ich war Malerin, mein Mann arbeitete bei einer Bank, und da sein Gehalt erhöht wurde, auch meinen Anstrengungen der Erfolg nicht fehlte, waren wir übereingekommen, gemeinsam weiter zu schaffen.

Alles ist eine kleine Vorstadt und befindet sich noch in dem unangenehmen Uebergangsstadium. Ganze Villenreihen und neue Straßen sind natürlich im Entstehen, aber Geoffrey hatte ein alterthümliches Haus entdeckt, welchem ein Atelier angebaut war, und dies versetzte uns, unser Ziel weiter von meines Mannes Geschäft anzuschlagen, als wir ursprünglich beabsichtigten. Hier wohnten nach unserer Hochzeit befinden wir uns denn auch glücklich im eigenen Heim; ein röthiges, gänzlich unromantisches Mädchen für Alles, die besonnenste und poetische Namen „Stella“ trug, sorgte für unsere materiellen Bedürfnisse.

Unter Leben war ein sehr ruhiges, denn Gesellschaften kosten Geld, und wir besaßen es nicht im Ueberflusse; allein wir begnügten uns gern mit einander und waren sehr glücklich, besonders wenn der Sonnabend wiederkehrte, dessen freien Nachmittage wir ungestört verleben durften. Natürlich fühlte ich mich zuweilen auch recht einsam und der lange Tag im Atelier schien kein Ende nehmen zu wollen; doch gewöhnlich schwandten mir die Stunden schnell dahin und der Abend kam, bevor ich mein Tageswerk vollendet, und brachte meine trübseligen Gedanken, der ohne jedes Klammersständig dennoch stets bereit war, meine Arbeiten zu kritisieren und zu loben.

Ich schaffte wirklich recht fleißig in der Abwesenheit meines Herrn und Gebieters, und die Bekanntschaft für meine Stillleben und Dorflieder füllten unsere Werke und hielten uns über Wasser. Nach dieser kurzen Einleitung will ich die schreckliche und anstrengende Episode meines Lebens erzählen, eine Episode, die, so Gott will, sich nie wiederholen wird. (Denn, wenn ich jetzt meine Haare bläue, münder ich mich, daß keine weißen Streifen Zeugnis von dem abgeben, was ich an jenem furchtbaren Tage durchgemacht habe, und zuweilen ergreift mich noch heute eine solche Furcht, daß es mir unmöglich ist, in meinem Atelier zu bleiben, und ich Binzel und Palette hinwerfen und in die Natur hinausgehen muß.)

Ich hatte meinen Mann zum Frühstück begleitet und lehrte noch heute zurück, erfüllt von dem schwierigen Problem des kommenden Mittagessens, das für mich stets eine kleine Heimfuchung war. Ich durfte nur wenig dafür ausgeben und sah mich trotz des verpöhlten, meinem Gatten etwas Gutes vorzuziehen, wenn sein langer Arbeitstag darüber war. Mäher und Metzger lädelten wohl zu Anfang über meine schreckliche Unwissenheit, aber mit der Zeit wurde ich klüger und darf jetzt mit mir sagen, daß mein Hausfrauentalent allgemein bewundert wird.

Als ich zurückkehrte, war Stella unsichtbar und unheimliche Laute, die aus der Speisekammer drangen, verriethen mir allein ihren Aufenthalt. Ich fand denn auch daselbst die Stühle unerses Hauses mit der Schärpe vor den Augen nehmend vor, und schlügend erzählte sie mir, daß ihre Mutter sehr krank geworden sei. Mir that das Mädchen leid, obgleich ich gefahren muß, daß mein Mitgefühl nicht ganz selbstlos war; denn ich sah voraus, daß Stella nach Hause gehen und Mrs. Geoffrey Rathswaite ohne jede Hilfe zurückbleiben würde, während sie gerade jetzt eine Bestellung im Atelier zu vollenden hatte. Stella zeigte jedoch in diesem kritischen Moment eine Rücksichtnahme, die mich überraschte und beglückte.

Nachdem der erste Ausbruch ihres Kummers vorüber war, schien sie den Fall nicht für gänzlich hoffnungslos zu halten und daß mich nur, ihr zu erlauben, am Nachmittag nach Hause zu gehen und bis zum anderen Morgen fernzubleiben zu dürfen. Ich war Stella wirklich von Herzen dankbar, denn wenn es ihr beliebt hätte, so hätte ich mich unter meinen Töpfen und Plannern wie Wariuz auf den Trümmern von Karthago sitzen zu lassen, würde ich keinen Einspruch gemacht haben.

Es war noch früh am Nachmittag, als sie mich nach einigen Instruktionen über das Klügerwerden und den Klügerwerden verließ, und nachdem ich die Hintertür geschlossen, lehrte ich ins Atelier zurück und begann eifrig zu malen. Mein Auftrag mußte erledigt werden und in den nun folgenden ruhigen Stunden flog der Binzel ein über die Leinwand. Es hing schon an zu dunkeln und ich bemühte mich, noch schnell einige Blätter zu vollenden, ehe ich aufhörte, als mich plötzlich das unangenehme Gefühl besah, nicht allein zu sein. Noch ehe ich aufstah, empfand ich, daß mich jemand betrachtete und wahrhaftig — wenige Schritte von mir entfernt, stand ein fremder Mann. Seine Erscheinung war nicht geeignet, mich zu beruhigen, abgesehen von seinem gesichtslosen Antlitz und seinem wackeligen, ganz allein mit ihm außer menschlicher Hörweite zu sein. Er machte einen schiefen eleganten Eindruck, und da er eine Kette in der Hand trug, die gleichfalls bessere Tage gesehen haben mußte, überlegte ich, ob es wohl ein Geschäftsführer sein könnte, und hoffte, es möchte ihm unbekannt sein, daß das

Haus augenblicklich nur von einem einzigen weiblichen Wesen bewohnt war. Wie konnte er hereingekommen sein? Gewiß war ich wieder so unvorsichtig gewesen, die vordere Haustür nicht zu verschließen, und wie oft hatte mein theurer Gatte mich wegen dieser Nachlässigkeit schon gescholten! Alles dies flog mit Blitzesschnelle durch meinen Kopf, in dessen ich meinem Besuch einige Schritte entgegengehend und — wie ich mir schmeichelte — in ruhigem Tone sagte:

„Verzeihen Sie, darf ich fragen, was Sie herfür? Ich fürchte, meine Dienerin hat Ihr Klingeln nicht gehört.“ was sehr natürlich gewesen wäre, selbst wenn er geläutet hätte.

Die Antwort des Fremden war einigermassen beunruhigend. Die Tische und herfschwinger, sagte er mit lauter, harter Stimme: „Nun, freu! Du Dich nicht, mich zu sehen? Das ist nicht höflich von Dir, nachdem ich so viele Meilen gewandert bin. Halb fünf war die verabredete Zeit, sagst Du nicht halb fünf?“ wiederholte er, mich während anstarrend. Ich war so erschrocken, daß mir die Palette fast aus der Hand fiel. Der Fremde war ohne Zweifel maßlos sinnig, und ich befand mich ganz allein mit ihm. „Ich hatte die Stunde verwechselt“, erwiderte ich endlich, denn ich hielt es für das Beste, auf seine Idee einzugehen, „aber jetzt erinnere ich mich, daß Sie Recht haben. Bitte, nehmen Sie Platz, insofern ich meinem Manne sage, daß Sie hier sind.“ — und ich versuchte, an ihm vorüberzugehen. Meine Rede hatte aber nicht die gewünschte Wirkung, denn mit schlaudem Ausdruck trat er zurück und stellte sich zwischen mich und die Thür. „Mann! Unsin! rief er ärgerlich, „was weiß ich ein kleines Ding wie Du von Männern, achte lieber auf Deine Füße!“ Auf meine Füße sollte ich achten? Was um Gottes Willen meinte der Mensch und wie sollte ich ihn los werden. Allen Muth zusammennehmend, sagte ich endlich: „Ich fürchte, Sie irren sich. Wollen Sie mit sagen, was Sie hergeführt hat oder muß ich meinen Gatten rufen? Ich empfangte keine Besuche im Atelier.“ Mein Gatte brach in ein großes Lachen aus. „Atelier? Was für ein Atelier? Wir sind hier in einem sehr hübschen, einem prächtigen Zimmer. Nein, nein, ich lasse Dich nicht fortlaufen. Es ist nicht höflich von Dir, nachdem ich so weit hergekommen bin, um Dich zu sehen. Sie wollen mich nicht fortlassen, aber diesmal war ich schlauer als Sie,“ und wiederum erklarte sein schauerliches Lachen. Dies allein genügte schon, um härtere Nerven als die meinigen aufzuregen. Aber wie groß war mein Entsetzen, als der Mann zur Thür schritt, sie verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte. Einen Moment war ich so gelähmt, um Abwechslung zu können, ob mir noch eine Möglichkeit zur Flucht blieb, und es bedrückte meiner ganzen Willenskraft, mich vor einer Dummheit zu bewahren. Dann kam mir der Gedanke an Geoffrey und unser glückliches Leben; ich vergegenwärtigte mit seinen Schreien, wenn wir etwas zustoßen sollte, und der Muth der Verweigerung erfaßte mich. Wenn es mir nur gelänge, meinen wohnsinnigen Besucher ruhig zu erhalten, bis Hilfe kam!

Dieser beschäftigte sich jetzt damit, unter befandigen, unverständlichen Worten seine Tische auf dem Tisch zu entleeren. Ich nahm einen Leuchter von der Wand herab und zündete ihn an. Das schien ihm zu gefallen, denn er blickte auf und nickte befriedigt. Jetzt konnte ich auch sehen, wie verwirrt sein Gesicht war, und daß sich tiefe Falten um Mund und Augen zogen. Eines Eingebung folgend, fragte ich in harmlosem Tone, eine leere Leinwand ergreifend: „Möchten Sie nicht ein Bild von sich haben? Sie wissen ja, daß ich Malerin bin, und ein so berühmter Mann wie Sie möchte doch gemalt werden.“ Er nickte zustimmend: „Ja, ja, Du kannst es thun, aber rasch, denn ich bin eilig, die Herzogin von Sutherland erwartet mich um 7 nach 7 Uhr.“ Nun fing er an, im Zimmer auf und ab zu gehen, immer mit sich selbst redend und zuweilen phantastische Sprünge machend, während ich einen Binzel nahm und die Leinwand eines Männerkopfes auf die Leinwand malte. Meinen unruhigen Rodell wurde es freilich wenig ähnlich, doch wenn kann das unter diesen Umständen verwandern, Unglücklicherweise befriedigte ihn die Stille nicht, denn nachdem er sie betrachtet, ist ich mein Möglichstes, meinen Schreden bei seiner Annäherung zu verbergen, meinte er ängstlich: „Das bin ich nicht, das ist eine Karikatur, wie kannst Du so etwas hinstellern!“ und die Leinwand flog zur Erde. „Du willst eine Karikatur sein und kannst keinen Strich malen! Kannst Du tanzen?“ In meiner Todesangst gab ich zu, daß ich tanzen könne, sogar mit Leibschmerzen. Mein Besucher griff nach seiner Tasche und drehte sie um und um. „Natürlich habe ich meine Geige vergessen,“ sagte er wütend, „das thut aber nichts, kleines Mädchen. Du sollst trotzdem tanzen, ich werde zusehen.“

Meine Furcht war zu groß, als daß ich ihm hätte widersprechen mögen. Ich begann zu tanzen, während er alle möglichen Lächerlichkeiten über mich ausließ. „Schneller, schneller!“ schlug in die Hände und drehte sich auf den Rücken. „Leichter, mehr auf den Beinen, sei kein solcher Kloß, schneller, sag ich.“ Mir schwindelte, der Rhythmus versagte, und ich würde zu Boden gesunken sein, wenn mich nicht die Furcht aufrecht gehalten hätte. Der Fremde geriet augenscheinlich in immer größerer Erregung; seine Augen glänzten unheimlich, er machte die gewagtesten Sprünge und Pirouetten, sang und pfeif unangelegentlich und trieb mich gebieterisch an, wenn ich aufhören wollte. Raum konnte ich noch seinem Kommando Folge leisten, meine Füße befehligen für die Straße berechnen, und die Kräfte drohten mich zu verlassen.

In kurzer Zeit mußte ich aufhören; ich überlegte halb bewußtlos, was mein Tadeln wohl mit mir thun würde, wenn ich ihm nicht mehr gehorchen konnte, und das unglückliche Placken seiner Augen erfüllte mich mit Entsetzen. „Schneller, schneller, wie schließt Du tanzen?“ schloß er athemlos. Ich blieb stehen. „Sehen Sie meine Stiefel an, wer kann darin wohl gut tanzen?“ Ich hatte bemerkt, daß er meine Füße sehr mißbilligend betrachtete, und ein schwacher Hoffnungsschimmer erfüllte mich. „Tanzen ist solch Vergnügen,“ leuchtete ich, mich in einer Lustigkeit zwingend, die nur einem Wahnsinnigen zuzuschreiben konnte. „Ich hätte aber doch lieber die richtigen Schuhe. Sie stehen dort drüben im Schrank, wenn Sie die Güte haben möchten, sie mir zu holen. Die Stiefel sind schwer wie Blei,“ sagte ich hinzu, und that, als wolle ich sie aufknöpfen.

Mein Vorschlag hatte seinen Beifall, er lief auf den riesigen Schrank zu, den der frühere Besitzer des Ateliers zur Aufbewahrung von Kostümen und Draperien benutzt haben mochte, der aber jetzt fast leer war und natürlich keine Vollgröße von mir enthielt. So ruhig wie möglich folgte ich dem Wahnsinnigen, mit dem sicheren Gefühl, daß mein Leben von dem Erfolg dieser Kriegerlei abhing. Der Irre öffnete den Schrank; irgend etwas mußte seine Aufmerksamkeit erregen haben, denn er stieg hinein und tastete suchend darin umher. „In der Ecke dort stehen die Schuhe! Können Sie nicht sehen“, rief ich, was die Thür mit aller Macht ins Schloß und drehte den Schlüssel um, nicht eine Sekunde zu früh! Der Mann begriff sofort, daß er überlistet war und schlug mit den glücklichsten Flüchen und Drohungen gegen die Schrankwände. Nach meiner Berechnung mußten sie seinen wilden Angriffen in kürzester Zeit nachgeben, und ich zog nach dem Ausgange des Ateliers, ohne zu bedenken, daß der Schlüssel sich in dem Besitz des Wahnsinnigen befand. Vergeblich rüttelte ich mit aller Kraft an dem Schloß, es widerstand meinen vergeblichen Anstrengungen. Die Flucht durch's Fenster zu bewerkstelligen war gleichfalls ausgeschlossen, denn das Atelier empfing sein Licht von der Decke, und es gab keine Möglichkeit, die Glasscheibe derselben zu erreichen. Das Schicksal war gegen mich. Gedröhren fand ich auf einen Stahl und versuchte mir vorzutun, daß ich in kurzer Zeit, vielleicht in fünf, in zehn Minuten oder Wahrheitscheinlichkeit noch, zu leben ausgeht. Ich war überzeugt, daß der Fremde mich tödten würde, sobald er den Schrank jerrüttet hätte; er befand sich in der äußersten Wuth und was bedeuteten meine Kräfte gegen die eines Irren? Nicht! Eine Hilfe kommen konnte, bedauerte ich über nicht mehr, dann war ich tot! Ein furchtbarer Gedanke, den ich nicht auszubedenken vermochte! Ich, Malerin, hatte, 23 Jahre alt, Geoffrey's Heirat mit ihm — tot! — und Geoffrey, der mich so herzlich liebte, was würde er sagen, wenn er heimkehrte und — Du, nur einen Augenblick Ruhe, um mich zu sammeln, um ein Gebet sprechen zu können! Ruhe vor den furchtbaren Tönen, die aus dem Schranke gellen und mein Herz mit Schauern erfüllen! Wenn ich nur fort könnte, nur fort! Das Leben und Geoffrey's Liebe waren so süß und ich noch so jung zum Sterben!

„Doch borch!“ was für ein Ton schlug an mein Ohr? Ich sprang auf, ja, gewiß, es war mein Mann, der nach mir rief. Gott im Himmel, sollte ich denn noch getödtet werden? Nein, es war kein Irrthum, sondern Geoffrey's Schritt, seine Stimme! „Wahge, Wahge, wo bist Du? Hier geht der Weg, Tom. Wir werden die junge Dame wohl unter den Deckel des Eppentons finden, sie wird sich richtig freuen, Dich zu sehen, aller Jungel! Doch, was zum Teufel bedeutet der Schrei?“ Weiter hörte ich nichts, denn mein Gefährter, der eine Weile still gemessen, taute von Neuem und hatte bereits eine Öffnung in die Schrankwandung geschlagen. „O, Geoffrey, schnell!“ rief ich in

Todesangst, brich die Thür auf, oder er mordet mich. Sprich nicht, spreng das Schloß, es ist ein Wahnsinniger, er hat den Schlüssel zur Thür, und ich habe ihn in den Schrank gesperrt. Schnell, oh schnell!“

Die Antwort auf meine wirren Reden war ein so furchtbares Rütteln, daß das Schloß sofort hätte nachgeben müssen, wenn es nicht ausnahmsweise stark gewesen wäre.

Ich war stolz auf meines Mannes Kräfte, und jetzt schien ihn Simons Mantel zu befehlen. Auch mein Bruder Tom war da. Was für Werkzeuge sie gefunden haben mochten, wußte ich nicht, aber Schlag auf Schlag donnerte an die Thür meines Gefängnisses. Ich konnte nur warten, und die Spannung dieser Augenblicke beehrte sich zur entsetzlichen Hölle.

„Sei muthig, Liebling!“ tröstete Geoffrey drinnen, ohne in seinen Anstrengungen nachzulassen. „Rach, rach, die Thür sprang auf, ich war gerettet!“

Mein Kopf schwindelte, alles drehte sich mit mir im Kreise, ich konnte nicht mehr sehen, noch unterscheiden, was um mich vorging. Ich weiß nur noch, daß ich in ein wütendes, verzerrtes Gesicht mit hundelnden Augen blickte; dann sprang etwas in meinem Hirn, meine Umgebung verlor vor mir, und ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in meinem Bett und meiner Mutter gutes, angeedoltes Gesicht beugte sich über mich. Ich war noch so betäubt, daß mich ihre Anwesenheit gar nicht in Erbauung setzte, und nur ganz allmählich kehrte mir die Erinnerung an mein Erlebnis zurück.

Meine gesunde Natur widerstand der schweren Krankheit, die mich sonst nach der furchtbaren Erregung unerbittlich ergriffen haben würde. Ich war den Worten des Todes sehr nahe gewesen, so nahe, daß Geoffrey gar nicht mehr, als er mir später das Ende des Dramas beschrieb, welches beinahe zur Tragödie geworden war. Zusammen mit Tom hatten sie die Thür erbrochen, um mich bewußtlos zu Boden sinken zu lassen. Vor mir stand der Restmüde mit einem Stuhl in der Hand, augenscheinlich in der Absicht, mit dem Kopf einzuschlagen. Nach kurzem, aber heftigem Kampfe gelang es den beiden starken Männern, ihn niederszuwerfen und unschädlich zu machen, doch nicht, ohne daß Tom einen Schlag erzielte, der ihn Wochenlang nöthigte, den Arm in der Binde zu tragen. Geoffrey sandte jagte nach dem nächsten Irrenhause. Zwei Wärter erschienen von dort und nahmen den Unglücklichen mit sich, der mich so furchtbar erschreckt hatte. Es war ein früherer Tagelöhner, der sich seit sechs Jahren wegen heftiger Tobsuchtsanfälle in der Anstalt befand und dessen Schlauchheit es gelungen war, der Aufsicht zu entfliehen und aus dem 12 Meilen entfernten Asyl zu entfliehen. Die von mir offen gelassene Hausthür hatte ihm sein Entgehen ermöglicht, und wie das Abenteuer gendete, wenn mein Gatte nicht meines Bruders wegen mit einem früheren Zuge heimgekehrt, woge ich mir nur mit Frauen und zugleich mit heiligem Dank gegen Gott vorzutellen.

Der Rückzug von Moskau.

In den kürzlich veröffentlichten miltärischen Erinnerungen eines aus dem letzten Kriege zurückgekehrten Soldaten des Jahres 1812 findet sich eine der ausführlichsten und ergreifendsten Schilderungen des Rückzuges von Moskau, die uns bisher vor Augen gekommen sind. Der Verfasser, der in der „Großen Armee“ als Unter-Lieutenant diente, schreibt in seinen Aufzeichnungen: „Viele Heerführer, haben schon diesen verhängnisvollen Rückzug beschrieben, und viele andere werden noch diese verhängnisvolle Aufgabe übernehmen, aber wie groß auch ihre Zahl und welches auch ihr Talent sein mag; Keinem wird es je gelingen, ein getreues Bild von dem Anblick dieses Heeres von Flüchtlingen und der Demoralisation von Soldaten zu entwerfen, die so viele Demüthigungen, Schandthaten und Unerhörlichkeiten erdulden mußten. Wer hätte glauben können, daß die ohne Ordnung und Manneszucht stehenden Heere Gestalten derselben Männer waren, die wenige Monate vorher, obwohl auch schon damals den größten Entbehrungen und Anstrengungen ausgehsetzt, die Russen so tapfer bekämpften und besiegten hatten!“

Die höheren wie die niederen Officiere hatten nichts vor den Gemeinen voraus; viele diese waren sie befehle mit Allen, was ihnen in die Hände gefallen war. Man sah Generale in den schlechtesten wollenen Tüchern und Soldaten in kostbarem Pelzwert. Die Selbstmörder waren für Alle die einzige Tugend. Wenn zwei Leute ein wenig Holz gefunden hatten, womit sie ein ganz unbedeutendes Feuer, und es nöthigte sich ihnen ein Teller, dem Feuerstein nahe, um sich zu erwärmen, so jagten sie ihn anerkennend

davon, wenn er nicht seinen Theil an Holz beizug, um das Feuer länger zu erhalten. Und doch wäre Platz genug für ihn gewesen, und seine erkrankten Hände hätten auch für die Eigenthümer die Hitze nicht verringern können. — Unter lange Kolonne von Gespenstern bot wegen der Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung einen höchst seltsamen Anblick dar. Alle Uniformen waren durcheinander gemischt, und dazu kamen feidene, mit dem herrlichsten Pelzwert verbrämte und gefüllte Mäntel. Die Gesichter waren in Tücher von allen Farben eingehüllt und liehen nur die Augen frei; das gewöhnlichste Kleidungsstück aber bestand in einer wollenen Decke, die in der Mitte durchlöcher war, so daß sie, indem man den Kopf hindurchsteckte, den Oberkörper bedeckte. Auf diese Weise schützten sich besonders die Kavalleristen gegen Kälte, indem sie ihre Sätteldecken benutzten.

Woran lebte nun aber das Heer? Wie war es möglich, daß auch nur ein einziger Soldat dem Hungertode entgehen konnte? Das ist etwas Unbegreifliches, ein Unerklärliches, dem ich jedoch, mit wie wenig ich der Mensch am Leben erhalten kann, trotz der Ermattung und trotz der Gefahren, die damit verknüpft waren, vom Wege abzuweichen, trieb der Hunger eine große Menge zur Blünderung in die zwei bis drei Meilen entfernten Dörfer, welche bei unserem March nach Moskau vom Heind nicht verdrängt worden waren. Diesen Völkern ist es allein zu danken, daß nicht das ganze Heer dem Hungertode erlag. Die Pferde, welche sie den Bewohnern des Landes wegnahmten, beluden sie mit zwei verschiedenen Arten von Lebensmitteln: mit Roggenmehl und Schweinefleisch, das sie sehr theuer verkauften. Am folgenden Tage zogen sie dann wieder auf Blünderung aus, um ihr Geschick fortzusetzen, aber ich glaube doch, daß nur sehr Wenige von ihnen ihren Vortheil haben konnten. — Aus diesem Mehl, wie schlecht es auch war, kochte man sich eine Suppe, um etwas Warmes essen zu können, aber ohne Salz und ohne Fett war es eine so widerwärtige Speise, daß ich mich nicht daran gewöhnen konnte und ein Stück halbrohes Pferdefleisch vorzog. Unglücklicherweise wurden der Pferde immer weniger, je weiter wir vordrückten. Es war auch viel zu kalt, als daß wir sie hätten schlachten können, denn unsere erkrankten Hände hätten und den Dienst dazu versagt. Wir schnitten deshalb den lebenden Thieren auf dem March Stücke vom Leibe, wobei sie nicht das geringste Zeichen des Schmerzes von sich gaben, ein Beweis dafür, daß die aus der unerhörten Kälte herorgegangene Erkrankung sie unempfindlich gemacht hatte. In dem Augenblicke, da das Blut hervortrat, gefror es, und so wurde der weitere Abflug verhindert. Diese unglücklichen Pferde pflegten trotz der tiefen Kälte in ihren Schenkeln noch mehrere Tage weiter zu laufen.

Ich habe von der Selbstmuth, als der einzigen Empfindung, welche alle diese Unglücklichen befehle, gesprochen. Sie trieben dieselbe bis zu dem Grade, daß, wenn einer ihrer völlig erschöpften Kameraden niederfiel, die in seiner Nähe nachstehenden ihn nicht allein jede Hilfe verweigerten, sondern ihm seine Kleider vom Leibe rissen, wodurch natürlich sein Ende beschleunigt wurde. Ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß ich mit eigenen Augen solche peinliche Scenen sah mehrere Male habe wiederholen sehen. Alle Leute aber, welche vor Hunger oder Kälte zu Boden stürzten, fanden auf dieselbe Weise. Sie fielen auf die Kniee oder die Hände nieder, und so lange ihnen noch ein wenig Lebenskraft verblieb, wühlten sie mit ihren Fingern im Schnee oder in der Erde, dann legten sie sich auf die Seite und ließen ihren letzten Aufseufzer aus.

Eine Beobachtung machte ich oft auf dem March, die nämlich, daß Jeder, der es für unmöglich ansah, daß wir in solchem Zustand noch die hundert bis hundertfünfzig Meilen bis zu den Grenzen Russlands zurücklegen könnten, verloren war. Nach wenigen Tagen hörte man nichts mehr von ihm. Diese Erfahrung aber prägte sich mir so tief ein, daß ich zu mir selbst sagte, es hinge Alles davon ab, den Muth nicht sinken zu lassen. Sobald ich deshalb am Abend mit meinen Kameraden einen Lagerplatz für die Nacht ausgesucht und mich meiner Waffen und meines Mantels entledigt hatte, fing ich, obwohl todtmüde und an einem Fuß verwundet, zu tanzen an, indem ich den sogenannten Taubentanz ausübte. Meine Kameraden glaubten anfangs, ich sei närrisch geworden, aber ich beruhigte sie, indem ich ihnen sagte, daß ich es nur thäte, um das Vertrauen in meine Fähigkeit zum Weitermarch nicht zu verlieren.“

An einer anderen Stelle dieser Erinnerungen an den Feldzug von 1812 führt der Verfasser als Beispiel für die Alles beherrschende Selbstmuth der unglücklichen Soldaten der großen Armee auf den Rückmarsch von Moskau folgenden Erlebnis an: „In der Nähe der Grenze des Kreises man einige Häuser, auf die sich die Russen, die ihrer anständig wurden

stürzten, um sie niederzureißen und sich dabei Holz zu einem Feuer auf dem Lagerplatz zu verschaffen. Mit den Waffen in der Hand vertheidigten sie ihr vermeintliches Eigenthum gegen die Russen, die sich an der Beute des theiligen wollten. Da die Letzteren jedoch an Zahl den Belagerten weit überlegen waren, so gelang es ihnen, die Häuser im Sturm zu nehmen. So kämpften Soldaten und Offiziere um ein Stück Holz mit einander.“

Elektrische Beschaffenheit der Gas- und Wasserleitungen in Häusern.

Der „Electricite“ entnehmen wir Folgendes: Bestimmt man in der Küche den einen Draht eines Telephons an dem Hahn der Wasserleitung und berührt mit dem anderen die Gasleitung, so hört man alsbald in dem Telephon ein Geräusch, wie es für das Hindurchgehen eines elektrischen Stromes Charakteristisch ist. Schaltet man statt des Telephons ein Galvanometer zwischen Wasser- und Gasleitung ein, so tritt sofort ein Ausschlag der Nadel in dem Sinne ein, daß die Gasleitung negativ sein muß. Hat sich die Nadel allmählich auf einen bestimmten Winkel eingestellt, so bleibt er monatelang unverändert, wenn auch an gewissen Tagesstunden leichte Schwankungen vorkommen. Als Erklärung für diese eigenartige Erscheinung könnte man die Gas- und Wasserleitungen als Ableitungsdrähte natürlicher elektrischer Spannungen des Erdbodens betrachten, da sie ja in trockenem Mauerwerk verhältnismäßig gut isolirt sind; vielleicht ist auch die Reibung der Wasser- und Gasfälle an den Rohrwandungen nicht ohne Einfluß. In jedem Falle haben aber diese elektrischen Erscheinungen an Wasserleitungsdrähten noch ein besonderes hygienisches Interesse, indem einerseits demselben Verletzungen in dem Mithrene ähnlich einem Element von großer Oberfläche die Quelle der Electricität sein können, oder indem andererseits die jugelente Electricität der Körperleitung elektrostatische Vorgänge in der Leitung hervorruft und so Metallfalle in dem Wasser zur Ablung bringen kann, die gesundheitsgefährlich wirken. Da durch diese Abreißene alle Häuser mit einander elektrisch verbunden sind, so könnte man diesen Umstand zu telephonischen Mittheilungen benutzen, und es gelingt in der That, sich mittelst der Wasser- und Gasleitungen von Haus zu Haus telephonisch zu verständigen.

Durch die Stume.

Einem kommandirenden General, der vor erst kurzer Zeit in einem besonderen Korpsbefehl den Offizieren das Tragen von Riostücken streng untersagt hat, kommt eines Sonntags früh sein eigener Adjutant, ein Rittermeister v. B., in einem engen Gähgen in Riostückkleidung entgegen. Der Rittermeister, dem es ganz klar ist, daß ein Riostückkleidung unmöglich denkt, hier nahe nur Unvorsichtigkeit; er tritt, sein Hüchlein ein wenig lästend, an General heran und fragt den General, ob er nicht wisse, wo hier Rittermeister v. B. wohne, er sei sein Bruder. „Erzählen Sie den Namen,“ sagt der General, „denn ich habe den Namen nicht.“ „Ich habe den Namen nicht,“ sagt der General, „denn ich habe den Namen nicht.“ „Ich habe den Namen nicht,“ sagt der General, „denn ich habe den Namen nicht.“

Ein vorfindlicher Eiter.

In den Moorwiesen der Grube „Treu“ bei Albersdorf in Braunschweig hat man bei den Abraumungsarbeiten im Tagesbau, und zwar in einer Tiefe von über 4 Meter, das Skelett eines vorweltlichen Lifiers gefunden. Leider konnte das ganze Skelett bei den Abraumungsarbeiten nicht erhalten werden, da die Knochen größtentheils in Verwesung übergegangen waren. Aber der Schädel, an dem sich noch die Hörner befinden, ist gut erhalten. Ansehnend handelt es sich hier um ein noch junges Thier, das in dem Sumpfe verlor. Die Spannweite der Hörner beträgt von Spitze zu Spitze etwas über eine Hand, die Länge derselben 2 Hand, der Umfang am Grunde etwa 2 1/2 Hand. Die Länge des ganzen Schäbels beträgt etwa 3 1/2 Hand. Von diesem Skelette wurden einige Stunden später noch sechs Knochen von gemähtigen Dimensionen, sowie ein Unterkieferknochen freigelegt.

Uebell.

„Ihrem Herrn Gemahl geht es wohl schon besser mit der Grundbesitz?“

„Ja. Ich denke, daß er schon morgen im Stande ein wird, den Salon und die sieben Zimmer zu verlassen!“

Egoistisch.

Dame: „Nehmen Sie diese Schuhe — die schenke ich Ihnen!“
Bedienter (geringschätzend): „Ne, die sind schlecht genug!“
Dame: „Was, schlecht? Mein Seilger hat sie bis zu seinem Tode benutzt!“
Bedienter: „Ne, dann war's aber höchste Zeit, daß er gestorben ist!“

Beliebendes Verlangen.

Bedienter: „Ja, glauben Sie denn, ich habe meine Zeit geirrt? Wenn Sie mir doch noch nichts abtaufen wollten, so werden Sie mich doch wenigstens noch“